

O mein Heimatland

Autor(en): **Balzli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 30

PDF erstellt am: **08.08.2024**

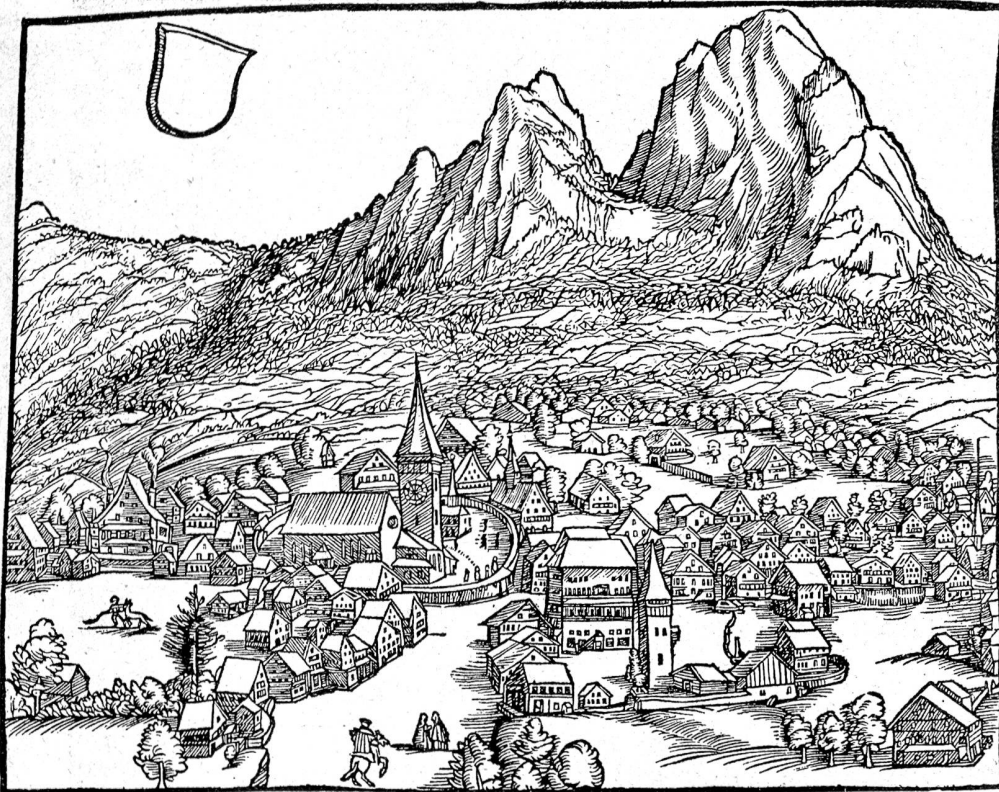
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ansicht von Schwyz. Nach einem Holzschnitt in Johannes Stumpfs Eidgenössischen Chronik, Zürich 1548. Zeigt neben Patrizier-, Bürger- und Bauernhäusern auch Bauernhöfe auf; im Vordergrund das Rathaus, in dem die alten Urkunden aufbewahrt werden.

O mein Heimatland.

Von Ernst Balzli.

Das war der ganze Unterschied zwischen meinen Buben und mir: Sie lagen auf dem Bauch, ich auf dem Rücken. Sie knabberten an schwarzem, schmachhaftem Bauernbrot und speckiger Rauchwurst, ich träumte versunken in den ungetrübten Blauhimmel hinein. Aber faul und ein bißchen müde waren wir alle, und deshalb genossen wir rüchhaltlos die Ruhestunde auf der weiten, sonnigen Alp.

Der Tag — es war der 1. August — war von wundervoller Klarheit und die Aussicht vom Weissenstein schön wie selten. Zu unsern Füßen reckte sich dunkel der Tannenwald und schmiegte sich eng an die felsigen Bergflanken. Ganz unten, in blaudünstiger Tiefe grüßte Solothurn. Blendend weiß schimmerte der Sankt Ursenturm herauf. Das Städtchen selbst lag sauber und in fröhlicher Buntheit. Weiterhin dehnte sich das Mittelland mit blitzenden Flüssen und grüngewölbten Hügeln. Im Süden schloß der Alpenkranz das duftige Bild der lieben Heimat.

Für ein kurzes Viertelstündchen hatte das Wunder der leuchtenden Ferne meine zwanzig Buben zu bannen vermocht. Sie hatten sich still ins Gras gelegt und mit durstigen Augen von dem goldnen Ueberfluß der Welt getrunken. Sie hatten geträumt, gestaunt, ein paar Fragen an mich gerichtet, eine leise Regung im jungheißem Herzen verspürt . . .

Aber bald waren sie wieder mit beiden Füßen hinein gesprungen in den profanen Alltag. Zarte Romantik verfangt bei gesunden Buben nur für kurze Augenblicke. Sie hatten ihre Rucksäcke auszupacken begonnen und dem inwendigen Menschen verabreicht, was er gebieterisch verlangte: Bauernbrot, Rauchwurst und herben Süßmost.

Mit verschämtem Erröten muß ich bekennen, daß

ich mich von ihrem frischen Appetit anstecken ließ. Ich wandte der sommerlichen Welt den Rücken und begann gleichfalls zu schmausen . . . Nach gründlich getaner Aufräumungsarbeit legten wir uns wieder ins müde, weiche Gras und ruhten aus.

Blötzlich erklang irgendwoher das dumpfe, aufregende Geräusch eines starken Motors. Die Buben hoben sogleich die Köpfe und lauschten.

Ein Flieger?

Sie durchspähten scharfäugig den blauenden Himmel. Aber von einem Flugzeug war nichts zu sehen. Das Motorgebrumm stieg an, wurde laut und dröhnend, und jetzt bog drüben beim Kurhaus ein mächtiger Car alpin um die Kurve.

Da waren meine Buben nicht mehr zu halten. Sie fuhren empor, warfen die Rucksäcke ins Gras und stürmten davon, wild und regellos. Der ungestüme Lauf sah einem Sturmangriff mehr als ähnlich.

Ich ließ sie gewähren. Verderben konnten sie nichts. Die Inhasen des Car alpin waren lauter Männer, wie ich von meinem Liegeplatz aus sah,

und dem Chauffeur traute ich stillschweigend zu, daß er eine Bubenhorde im Zaum zu halten vermochte. Man möge nicht vergessen, daß Chauffeure bei der Jugend als

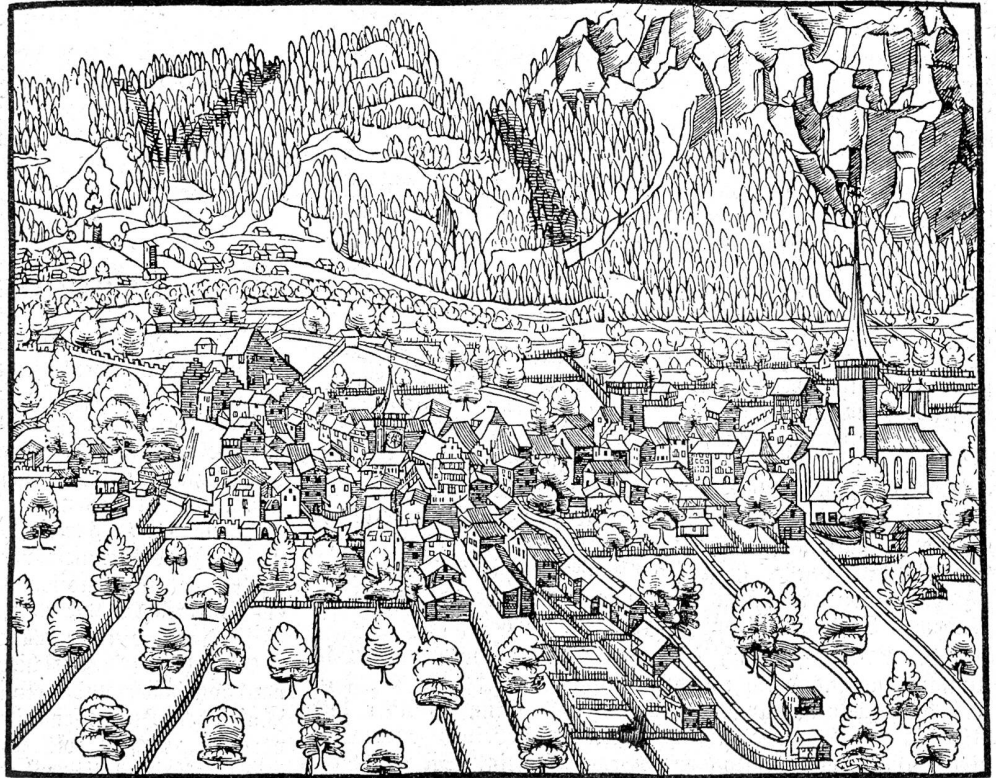


Gründung der Eidgenossenschaft. Nach einem Holzschnitt in Petermann Etterlyns Chronik, Basel 1507.

Respektspersonen gelten und bedeutend höher stehen als Pfarrer, Lehrer oder Schulinspektoren.

Immerhin erhob ich mich aus meiner angenehmen Lage und suchte mir einen Standpunkt, von welchem aus ich eine freie Uebersicht hatte und sowohl das Kurhaus, als auch den Autobus und die umliegende Alp kontrollieren konnte. Ich fand diesen Punkt auf einem moosgrünen Kalkbrocken, der auf einer kleinen Bodenschwelle lag und von einer grauen Wettertanne überschirmt wurde. Ich hödelte mich zurecht, zündete einen guten Stumpfen an und ergab mich beschaulichem Nichtstun.

Die Buben führten sich ganz ordentlich auf. Wie ich vermutet hatte, umdrängten sie neugierig den Car alpin, der unterdessen hinter dem Kurhaus einen Parkplatz gefunden hatte, und aus ihren Gebärden war leicht zu erraten, daß sie sogleich eine Unterhaltung mit dem Chauffeur angebahnt hatten. Nach einer Weile bemerkte ich, daß sie auch mit den Männern anbändelten, die dem ungefügigen Fahrzeug entstiegen waren und nun etwas ratlos umher standen und die steifen Glieder reckten und streckten.



Ansicht von Altdorf. Nach einem Holzschnitt in Johannes Stumpfs Eidgenössischen Chronik, Zürich 1548. Der Flecken ist unbefestigt, aber mit festen Steinhäusern versehen. Im Hintergrund der durch Schillers Tell bekannte Bannwald.

Als ich mich überzeugt hatte, daß ich keine unliebsamen Ueberraschungen von seiten meiner Zöglinge zu fürchten brauchte, klaubte ich mein Skizzenbuch aus der Rocktasche und begann zu zeichnen: Felspartien, Wettertannen, eine weidende Kuh, ein Wolfengebilde über dem dunklen Wald. Eine halbe Stunde lang hantierte ich mit Bleistift und Gummi, freilich ohne großen Erfolg. Dann warf ich einen Blick auf die Uhr. Unsere Zeit war um, ich mußte Sammlung blasen. Schneidend fuhr der Pfiff aus meiner Trillerpfeife über die Alp.

Die Buben kannten dieses Signal. Es bedeutete unverzügliches Antreten. In knapp zwei Minuten stand die Schar in Reih und Glied vor mir. Keiner fehlte.

Da wären wir ja, Burschen. Nun was habt ihr zu berichten? Meine leicht hingeworfene Frage war ein Vollertrüffer. Fontänengleich sprudelten die Antworten:

- „Es ist ein Saurer!“
- „Sie kommen aus Biel.“
- „Er hat Platz für zweiunddreißig Personen.“
- „Der Meister ist auch bei ihnen.“
- „Er hat achtundzwanzig Pferdekraft.“
- „Sie brauchen nichts zu bezahlen, keinen Rappen.“
- „Weil heute der 1. August ist.“
- „Und den Lohn bekommen sie trotzdem.“

Ich winkte ab. Die Ohren brausten mir. „Ihr scheint allerhand erkundschaftet zu haben. Das ist nett von euch Buben. Aber wenn ihr alle miteinander losquatscht, kann ich mit eurem Bericht nichts anfangen. Es darf einstweilen nur ein einziger reden. Du, Friß Buri, erzähle.“

Der Junge begann hastig überstürzt:

„Sie sind aus Biel, lauter Arbeiter. Max hat gesagt, es seien Sozi, weil sie rote Krawatten tragen. Ihr Meister ist ein flotter. Weil heute der 1. August ist, hat er ihnen frei gegeben. Den Lohn erhalten sie aber gleich. Und dazu hat er sie noch zu einer großen Autofahrt eingeladen. Damit sie ein Stück Schweizerland



Der Tellenschuss. Nach einem Holzschnitt in Petermann Etterlyns Chronik. Um 1507 entstanden, weist diese älteste Darstellung des Tellenschusses die damalige Tracht des Volkes und der Vornehmen auf.

zu sehen bekommen. Das Auto ist ein Saurer. Es hat achtundzwanzig Pferdekraft. Der Motor ist ein bißchen heißgelaufen. Der Chauffeur hat auch gesagt, daß der Meister ein flotter ist. Er bezahlt alles, wenn seine Arbeiter schon Sozi sind. Er ist auch bei ihnen, wir haben ihn gesehen. Er hat einen weißen Schnauz.“

Punkt und Schluß.

Bersonnen stand ich vor den aufgeregten Buben und lächelte unmerklich vor mich hin. Sie waren gespannt, was ich zu ihrem Bericht zu sagen hätte. Eine ganze Weile mußten sie sich gedulden, bis ich mit herzlicher Freude sprach:

„Der Chauffeur hat recht, Buben, der Meister ist ein flotter.“

Alle weiteren Worte sparte ich. Das schöne, aufwühlende Erlebnis der Buben ertrug keine mehr oder minder passende Anwendung.

„Sie kommen herauf zu uns.“

Ich sah mich um. Ja, vom Kurhaus her bewegte sich eine Gruppe von Männern auf unsere Anhöhe zu. Ich erkannte in ihnen gleich eine Schar von Fabrikarbeitern: hagere Gestalten, furchige Stirnen, zernarbte Fäuste, billige Kleider, blaue, gestreifte Hemden. Da fiel mir ein:

„Wollen wir ihnen auch eine kleine Freude bereiten, Buben? Vielleicht hören sie gern ein Lied ...?“

Rasch schlossen sich die Buben zum Halbkreis. Ich stimmte an, und dann erscholl ein taktfestes, frohes Marschlied aus zwanzig jungen Kehlen. Hell klang es über die Alp hin und den langsam ansteigenden Arbeitern entgegen. Ueber ihre Gesichter flog ein warmer Schein. Sie beschleunigten sofort den Schritt und umringten meine Schar. Die Buben warfen sich in die Brust und sangen wie die Lerchen.

„Noch eins, Buben, das war schön.“

„Noch eins, Buben, seid so gut.“

Gerne willfahrten wir dem stürmischen Wunsch. Die Arbeiter lauschten andächtig, und trotzdem wir mitten in der zweiten Strophe übel entgleisten, klatschten sie anhaltend Beifall.

Als wir wieder still geworden waren, angelte ich mir aus dem Trüpplein heraus den Hans Tanner, meinen besten Rezitator.

„Ihr habt heute einen prächtigen Teil unseres Schweizerlandes gesehen, Buben. Unserer schönen Heimat und dem 1. August zu Ehren wollen wir nun ein Gedicht hören. Hans ...“

Der Bub verschränkte die Arme auf dem Rücken und begann mit lauter, klarer Stimme:

„O mein Heimatland, o mein Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb ich dich ...“

Die schönen Verse klangen gut und wahr. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich die Arbeiter. Einer lächelte verbissen. Ein anderer schaute mit kaltem Blick ins Leere. Einige hielten die Köpfe gesenkt. Aber alle standen ruhig und lauschten.

Plötzlich wurde Hans Tanners klare Stimme unsicher. Er stockte, wiederholte sich, brach ab — und verstummte ganz. Und dann geschah etwas ganz Seltsames.

Bevor ich ihm zurecht helfen konnte, trat einer der Arbeiter einen Schritt vor und sprach mit dunklem, trübendem Baß die beiden nächsten Verse:

„Als ich fern dir war, o Helvetia,
Fakhte manchmal mich ein tiefes Leid ...“

Mit einem unendlich dankbaren Blick schaute Hans Tanner zu ihm. Da schoß dem Manne das Blut wie eine Flamme in Antlitz. Er trat zurück. Der Bub aber sprach das Gedicht zu Ende.

Schweigen. Nur der Wind harfte in den Tannen. Fünf Minuten später brachen wir auf.

Als wir eintauchten in den kühlen Schatten des Bergwaldes, drängte sich Hans Tanner an meine Seite.

„Was ist, Bub?“

Er zögerte. Endlich fragte er schein:

„Warum wurde der Mann so rot, als er mir zurecht geholfen hat?“

Ich strich ihm leise über die krausen Locken:

„Was weiß ich, Bub? Vielleicht wollte er dir gar nicht helfen. Aber es war wohl eine lang gefesselte Kraft in seinem Herzen, die wurde plötzlich frei und zwang ihn dazu.“

Zum eidgenössischen Gedenktage.

Das Gefühl der Vaterlandsliebe, das jedem wohlgefinnten und vernünftigen Menschen selbstverständlich sein sollte, da es seine Wurzel in der Liebe zur angestammten Heimat hat, befeelt wohl am Tage der Bundesfeier noch in höherem Maße jeden recht denkenden Schweizerbürger, denn er hat ja einen ganz besondern Grund, sein schönes freies Vaterland zu lieben.

Die durch gemeinsame geschichtliche Erlebnisse erzielte innige Verbundenheit verschiedener Volksstämme macht das Wesen der Eidgenossenschaft aus und ist in ihrer Eigenart ein Vorbild für die ganze Welt, um das uns andere durch Rassenhaß zerrissene Länder beneiden.

Damit diese Verschiedenheit der Stämme, der Sprachen, der politischen und religiösen Auffassungen und der wirtschaftlichen Interessen die Eidgenossen niemals zu entzweien vermöge, müssen wir uns noch besser zu verstehen lernen und uns bestmöglich entgegenkommen, damit wir in Stunden der Gefahr als ein einig Volk von Brüdern auch gegen außen feststehen. Der Geist des Friedensstifters von Stans, des Niklaus von der Flüe, und die mahnenden Worte Attinghausens sollen uns stets gegenwärtig sein.

Dies heute um so mehr, als wir uns in einer ganz Europa beherrschenden, gleichzeitig wirtschaftlichen, sozialen und politischen Krise befinden, deren Dauer und Folgen zu überblicken nicht möglich ist. Diese Weltkrise zieht auch unser Heimatland in Mitleidenschaft und wird von vielen Bürgern noch viel zu wenig erkannt und berücksichtigt.

Wie allerorts sind auch bei uns infolge dieser Krisen mancherlei Strömungen vorhanden, deren Träger nach politischer und wirtschaftlicher Macht streben. Wir müssen sie mit dem dem Schweizer angeborenen Wirklichkeitsinn, mit aller Aufmerksamkeit und Behutsamkeit, ohne Furcht, aber auch ohne Saumeligkeit behandeln und in die richtige Fährte zu leiten verstehen.

Wir müssen alle guten geistigen und organisatorischen Kräfte der bürgerlichen Gesellschaft zu vereinigen suchen, damit wir in allfälligen entscheidenden Stunden einig, besonnen und tatkräftig allen den Frieden und die Ordnung zerstörenden Versuchen siegreich zu begegnen vermögen.

Lassen wir uns auch nicht entmutigen durch die mancherlei wirtschaftlichen und sozialen Mißstände, die momentan den Behörden und dem einzelnen Bürger große Sorgen bereiten. Jeder Bürger, ob alt oder jung, ob hochgestellt oder gering, namentlich auch jede Schweizerfrau, kann dazu beitragen, daß die Notlage gemildert wird, indem sie dem einheimischen Schaffen ihre Unterstützung gewähren.

Freilich sollten wir unser Wirtschaftsleben noch brüderlicher zu gestalten suchen. Bemühe sich jedermann, eine Volksgemeinschaft zu schaffen, in der jeder sein gutes Recht und vermöge seines Fleißes und seiner Rechtschaffenheit ein sicheres Auskommen finde.

Trösten wir uns mit der Tatsache, daß im Vergleich zu andern Staaten und Volksklassen unser Land noch weit besser dasteht. Unser Volk und Staat sind trotz aller Nöte gesund, zum Verzweifeln ist kein Grund; aber seien wir auch gewärtig, daß der volksgemeinschaftliche Opferinn noch manche harte Probe zu bestehen haben wird.